

Über das Virus – unter Vorbehalt *oder*: Die Erschütterungen der Corona-Krise und die Möglichkeit der Solidarität

1. Denken unter Vorbehalt

Wir leben im Zeichen eines Virus, das, so klein es ist, innerhalb weniger Wochen die gesamte Welt verändert hat. Nun stecken wir mitten in der Corona-Krise. *Vor* Corona – das war einmal. *Nach* Corona – wann wird das sein? Was wird noch geschehen? Wie wird die Welt aussehen? Eine neue geschichtliche Epoche scheint sich anzukündigen. Die Corona-Pandemie ist nicht nur ein medizinisches Phänomen, sondern ein gesellschaftliches, politisches, kulturelles oder auch religiöses Ereignis, ein gewaltiger Einschnitt in der Geschichte der spätmodernen Welt. Von der größten Krise seit dem Zweiten Weltkrieg ist die Rede. Politiker fahren auf Sicht. Jede Planungssicherheit ist ihnen abhandengekommen. Der Konjunktiv bestimmt ihr Handeln, auch wenn sie mit fester Stimme Imperative verkünden. Es könnte so oder auch ganz anders kommen. Erst langsam erfährt man mehr über das Virus und seine medizinischen Folgen für den Menschen.

Die Gesellschaft schwankt zwischen stiller Erstarrung, ungläubigem Staunen angesichts der unerbittlichen Realität der Pandemie und wachsender Kritik an den Maßnahmen, die die Politik ergriffen hat. Wie viele Tote wird es noch geben? Wie viele Tote ertragen wir? Was sind uns die Lebenden wert? Ab wann opfert man ein Leben in Würde dem bloßen Überleben? Virologen und Epidemiologen geben den Ton an und werden zu be-

wunderten, aber auch kritisch diskutierten Stars. Lager bilden sich: Die Anhänger der einen Einschätzung der Lage stehen den Unterstützern der Gegenthesen oft unversöhnlich gegenüber. Andere Experten – Ökonomen, Sozialwissenschaftler, Psychologen oder Philosophen – mischen sich ein. Vertreter der Religionsgemeinschaften, der Wirtschaft und der Zivilgesellschaft ergreifen das Wort. In den sozialen Medien wird interpretiert, analysiert und kritisiert. Die öffentliche Debatte gewinnt an Fahrt. In welcher Gesellschaft werden wir leben? Wer werden wir sein? Menschen bangen um ihre Existenz und schauen voller Angst in die Zukunft. Andere kommen zu einer zuvor ihnen unbekannten Ruhe oder spüren in ihrem Alltag kaum Einschränkungen. Medial nehmen sie an den Ereignissen in Italien, Spanien oder in den USA teil. Der qualvolle Tod rückt ihnen, so fern er ihnen – noch – ist, trotzdem nahe. Gebannt verfolgen sie die Statistiken, hoffend und bangend, dass die Diagramme, die wie einst einmal bestimmte astrologische Konstellationen Unheil verkünden, eine Wende signalisieren. Irgendwann haben die Toten dann Namen, die ihnen vertraut sind: die Nachbarin aus dem dritten Stock, der alte Mann, der immer beim Bäcker saß und Kaffee trank, das Kind, das vorletzte Woche noch über die Straße rannte.

Immer schon hat es tiefgehende und auch plötzliche Veränderungen – etwa durch einen Unfall oder die Diagnose einer bestimmten Krankheit – gegeben. Für manche Menschen gehören solche Erfahrungen zum Alltag. In ihrem Leben gibt es wenig Sicherheit. Alles ist im Fluss. Doch ist die Erfahrung, dass sich das Leben auf der ganzen Welt – in Asien, Australien, Afrika, Europa und in Nord- und Südamerika – radikal und mit äußerster Geschwindigkeit verändert, auch in der hyperbeschleunigten Moderne extrem selten, wenn nicht sogar einmalig. Womit kann man diese Krise vergleichen? Diese Frage können Historiker erst im Rückblick beantworten. Einzig sicher ist, dass nichts mehr sicher ist.

Wenn das Buch, für das ich über die Bedeutung dieser Krise nachdenke, erscheint, kann die Situation ganz anders sein als in den Tagen, an denen ich an diesem Text arbeite. Das ist ein erster Vorbehalt, unter dem die folgenden Ausführungen stehen. Was auch immer man jetzt zur Corona-Krise schreibt, kann, abhängig davon, was in den nächsten Wochen und Monaten geschieht, ob man schnell ein Impfmittel oder eine erfolgreiche Behandlungsmethode findet, ob weltweit die Zahl der Opfer sich in Grenzen hält oder explosionsartig zunimmt oder ob die Maßnahmen, die seitens der Politik ergriffen wurden, sich als falsch oder zumindest problematisch erweisen, in ganz anderem Licht erscheinen.

Eng mit diesem ersten Vorbehalt verbunden ist ein zweiter. Stellungnahmen zur Krise gibt es bereits aus vielen Perspektiven. Mutige Interpreten wagen sich vor und stellen Thesen in den Raum: inwiefern die Krise gar nicht so furchtbar und eine wichtige Chance sei, warum wir danach entschleunigter, sozialer und zugleich ökologischer leben werden oder warum danach alles besser – oder eben auch schlechter – sein werde. Vieles ist bei diesen Interpretationen der Corona-Krise Ergebnis bloßer Vermutungen, Ausdruck von Wünschen oder auch ein Spiegel innerer Zerrissenheit und unbewusster Ängste. Als sei ein Blick, der das Große und Ganze, die Gründe, den Verlauf und die Folgen der Krise in den Blick nimmt, schon möglich. Doch erst mit dem Ende der Krise kann sich ihr Sinn langsam und in einander ergänzenden und oft auch widersprechenden Deutungen erschließen. Daher sind solche deutenden Äußerungen höchst provisorisch; sie gehen zumeist nicht auf ein sorgfältiges Nachdenken, sondern auf ein wegen der Offenheit der Zukunft nicht unproblematisches Vordenken zurück – als ob man in die Zukunft schauen könnte, wo noch nicht einmal die Gegenwart in klarem Lichte vor uns steht. Außerdem stellt sich die Frage, ob mitten in der Krise nicht überhaupt der Eindruck der Sinnlosigkeit vorherrscht. Müssen wir uns nicht zunächst fragen: Was soll das? Wozu dieses Leid? Was hätte man besser machen können, um die Krise zu ver-

hindern? Ist dieser Weg oder ein anderer sinnvoll? Wer ist schuld? Sosehr wir diese Frage stellen müssen, so wenig können wir auf viele dieser brennenden Fragen eine sichere Antwort geben.

Die Verführung *vorzudenken* ist gerade in Zeiten digitaler Medien, in denen es jedem, ob er kompetent ist oder nicht, ob er wirklich etwas zu sagen hat oder nicht, freisteht, sich zu allem Möglichen zu äußern, groß. Dabei bleiben viele der Situation, in der sie selbst stehen, den eigenen Interessen und Perspektiven zu nahe. Das *Nachdenken* hingegen nimmt Abstand und versucht zunächst, die richtigen Fragen zu formulieren; es erfordert Zeit – und die gelassene Distanz des Rückblicks, einer Hinsicht, die sich nicht von trügerischen ersten Eindrücken, von allzu persönlichen Anliegen, von Tagesereignissen und von der mit ihnen verbundenen Hektik aus der Ruhe bringen lässt, und einer Rücksicht auf jene, die zu den Opfern der Pandemie gehören. Wer diesen weltweiten Ausnahmezustand mitten in der Krise schon einen »möglichen Glücksfall« nennt, handelt zynisch, auch wenn er aus guten Motiven, nämlich jenem, Mut zu machen, so spricht – anders als jener, der nachdenklich fragt – das zumindest ist bereits während der Krise schon möglich –, ob, so wie Gott auch auf krummen Linien gerade schreibe, das Unglück auch der Corona-Krise verwunden werden könnte. Im einen Fall wird die Krise selbst schon gedeutet, mit Sinn versehen und, wenn auch nur im Modus der Möglichkeit, als glückliche Fügung dargestellt; im anderen werden Fragen gestellt, welche die Art und Weise betreffen, wie wir mit einer Krise umgehen könnten, deren Unglückscharakter weder relativiert werden kann noch darf. Der Unterschied zwischen beiden Positionen ist in der Formulierung oft marginal und manchmal kaum erkennbar, in der Substanz allerdings gewaltig. Selbst wenn die Menschheit in bestmöglicher Weise auf diese globale Krise reagiert, kann die Krise nicht als »glückliche Fügung« gerechtfertigt werden. Unglück bleibt Unglück. Manchmal – gerade angesichts des unschuldigen Leids – bleibt erst einmal die

Aufgabe, Fragen zu stellen, ohne der Verführung vorschneller Antworten zu erliegen.

So schwer es fällt, müssen wir uns der großen Deutungen über *den* Sinn der Krise mitten in der Krise enthalten. Vermutlich wird es nie eine große Erzählung über die Corona-Pandemie geben, sondern viele miteinander verknüpfte Erzählungen, die in ihren unterschiedlichen Positionen und Blickwinkeln auf die Erfahrungen, die Menschen gemacht haben, einander ergänzen, infrage stellen oder im Laufe der Zeit ablösen. Unser verstehender Zugang zur Geschichte steht überdies immer unter einem hermeneutischen Vorbehalt, da »die« Geschichte ja »unsere« Geschichte bleibt, wir also immer Teil der Geschichte sind, so dass, was uns geschieht und was wir erfahren, eben auch eine Bedeutung hat für unser Verständnis dessen, was einmal geschehen ist und was wir erfahren haben. Jede heutige wie auch zukünftige Stellungnahme zur Corona-Pandemie kann daher nur in einem demütigen Denken liegen: einem Denken, das um seine Grenzen, um sein Vorläufigkeit und Hinfälligkeit weiß und dem bewusst bleibt, dass es, wenn es um verstehende Zugänge zur Geschichte des Menschen geht, zunächst gilt, den Leidenden, Kranken und Verstorbenen Respekt zu zollen und die Geschichte von den Erfahrungen des Unheils, des Unglücks und der Sinnlosigkeit her zu schreiben. Diese Grenzen und die von ihnen geforderte Demut verdammen in der gegenwärtigen Situation jedoch nicht zur Sprachlosigkeit. Auch unter den beiden genannten Vorbehalten können Beobachtungen gemacht und Fragen gestellt werden, die sich zunächst an der Notwendigkeit der Vorbehalte orientieren können: Nicht nur das Nachdenken über die Krise, sondern auch das Leben in der Krise steht unter einem radikalen Vorbehalt.

2. Leben unter Vorbehalt

Die Unsicherheit, die wir jetzt erfahren, ist nicht völlig neu. Das Leben des Menschen ist von einer radikalen Unsicherheit gekennzeichnet. Wenn eines sicher ist, dann die Tatsache, dass nichts wirklich sicher ist. Man kann zwar, sofern es um allgemeine und wissenschaftlich erfassbare Zusammenhänge geht, eine teils beträchtliche Sicherheit erreichen. Doch leben wir unser Leben nicht im sicheren Schatten des Allgemeinen, sondern in der offenen Welt des Besonderen: als Menschen, die ihr konkretes Leben angesichts dieser oder jener Herausforderungen führen und dabei Entscheidungen treffen müssen, ohne dass sie ihr Leben wirklich planen könnten. Das Leben und damit auch sein mögliches Gelingen ist weder ein sicheres »Ergebnis« noch ein »Produkt«, das sich technisch machen oder herstellen ließe.

Auf einen Schlag können nämlich Grundkoordinaten unserer Existenz sich ohne unser Zutun so verschieben, dass nichts mehr ist, wie es einmal war. Was oben war, befindet sich nun unten; was hinten war, ist nach vorne gerückt, was rechts stand, hat nun linker Hand seinen Ort gefunden. Wer reich war, kann durch äußere Umstände arm werden – und, freilich, auch umgekehrt. Wer in seinem Leben immer gesund war, kann innerhalb kürzester Zeit einer tödlichen Krankheit erliegen. Wer versucht, ein gutes Leben zu führen, kann sich in tiefste Schuld verstricken, ohne dass er, was geschehen ist, je gewollt hätte. Es gibt eine zutiefst tragische Dimension des menschlichen Lebens. Am deutlichsten wird diese Tragik angesichts der Endlichkeit des Lebens. Sterben will zunächst und zumeist niemand, und doch gäbe es ohne den Tod auch kein Leben, geschweige denn Glück.

Diese Dimension des Tragischen anzunehmen, sie nicht einfach nur hinzunehmen, sondern innerlich auch zu akzeptieren fällt vielen modernen Menschen besonders schwer. Denn sie möchten das Leben im Allgemeinen und ihr eigenes Leben im Besonderen in einen planenden und immer etwas machenden

Griff bekommen. Ihr Leben ist für sie ein Produkt geworden, Ergebnis eines Kalküls, mit dem für sie die Zukunft zu einem berechenbaren Geschehen wird. Solange das Geschick ihnen wohlgesonnen ist, nehmen sie seine Gaben dankbar an – und schreiben nicht selten sich selbst zu, was der Zufall ihnen geschenkt hat. Schwierig wird es, wenn sie Grenzen erfahren müssen, die sie dabei stören, sich selbst zu bestimmen und zu verwirklichen: wenn sie unverhofft leiden, wenn ihnen ihre Sterblichkeit nicht nur in der Theorie, sondern im Vollzug ihres Lebens allzu schmerzhaft deutlich wird, wenn sie sterben, aber auch wenn sie geliebte Menschen verlieren oder ihre Pläne und Vorhaben durch schwere Schicksalsschläge durchkreuzt werden. Angesichts des Schmerzes menschlicher Existenz gerät die Maschinerie, die sie aufgebaut haben, um sich selbst zu optimieren, ins Stocken. Daher versuchen sie, mal mehr und mal weniger, durch kluge Maßnahmen, existenzielle Unsicherheiten zu minimieren oder sie, wo dies nur in beschränkter Weise möglich ist, zu verdrängen und zu vergessen. Das ist kein Leben, als ob es kein Morgen gäbe, sondern ein Leben, als ob es nur den guten Morgen gäbe.

Entwickelt hat sich durch diese Schutzmaßnahmen eine Versicherungsmentalität dem Leben gegenüber: Risiken werden eingeschätzt und errechnet, Opfer werden gebracht, um Unheil und Verwundungen abzuwenden, Leiden werden therapeutisch eliminiert, allerlei Gesetze werden erlassen und Verträge geschlossen – und sei es ein mephistophelischer Pakt mit dem Teufel. Man kann den Erfolg dieser Bemühungen nicht leugnen. In der westlichen Welt wurde in den letzten beiden Jahrhunderten ein beträchtliches Maß an materiellem Wohlstand, physischer wie psychischer Gesundheit und Sicherheit vor aller Unbill erreicht. Das ist ohne Frage zunächst positiv zu bewerten, auch wenn immer wieder darauf hingewiesen werden muss, dass auch dieser Fortschritt zu einem stetig besseren Leben einer unvermeidlichen Dialektik unterliegt. Denn es gibt keinen »absoluten« Fortschritt, sondern nur Fortschritte in bestimmten Bereichen und in be-

stimmten Hinsichten, die allesamt mit Schattenseiten verbunden sind. Unsere Sicherheit ist oft teuer erkauft. Daher tragen wir zeitgleich mit dem Gefühl des Sieges über die Schicksale des Lebens immer auch die Trauer des Verlustes und das Wissen um andere, vergangene Gestalten des Lebens mit uns herum. Die Vergangenheit verklärende Romantik ist nur die Rückseite der Medaille, auf denen der Fortschritt als vermeintlich universaler Herrscher der modernen Zeit zu sehen ist. Die Idee des Fortschritts steht daher ebenfalls immer unter Vorbehalt – auch wenn wir so tun, als gäbe es in unserem Handeln keinerlei Vorbehalte.

Ein kleines Virus hat nun die Grenzen dieser Versicherungsmentalität und des Fortschrittsmythos aufgezeigt. Die westliche Welt zeigt sich als zutiefst verunsichert und verwundbar, und das gleich in mehrfacher Hinsicht. Auch wenn bei der Mehrzahl der Menschen eine Infektion mit dem Virus glimpflich verläuft, leiden nicht wenige Menschen unter einem äußerst ernsten Verlauf. Nicht nur die Lunge, sondern auch verschiedene andere Organe werden angegriffen. Das Virus greift in einer höchst komplexen Weise den Menschen an. Dabei trifft es gerade jene Menschen, die ohnehin schon durch das Schicksal herausgefordert sind: alte Menschen, arme Menschen, Menschen mit chronischen Krankheiten. Doch fügt das Virus uns noch in anderer Hinsicht Verwundungen zu. Wir müssen uns vor dem Virus schützen wie vor wenigen anderen gesundheitlichen Gefahren. Gerade diese Schutzmaßnahmen haben nicht unbeträchtliche Nebenfolgen und führen zu massiven Unsicherheiten existenzieller Natur. Die Wirtschaft gerät ins Stocken; Betriebe straucheln und müssen Insolvenz anmelden; Menschen verlieren ihren Arbeitsplatz. Viele Selbständige stehen vor den Trümmern ihrer Existenz. Was sie in mühsamen Jahren aufgebaut haben, liegt nun zerstört vor ihnen. Wie nach dem Krieg spricht man von einem nach der Pandemie notwendigen Wiederaufbau. Familien zerbrechen unter dem Druck der Quarantäne-Maßnahmen. Die häusliche Gewalt nimmt zu. Die Isolation lässt Menschen, die alleine leben, verzweifeln.

Menschen sterben ohne die Nähe anderer, vertrauter Menschen. Beerdigungen werden ohne öffentliche Anteilnahme durchgeführt. Gottesdienste finden virtuell statt und erlauben keine persönlich-leibhafte Begegnung von Mensch zu Mensch. Leicht ließe sich dies Auflistung weiterführen: Nahezu alle Bereiche des politischen, wirtschaftlichen, gesellschaftlichen, kulturellen, religiösen und persönlichen Lebens sind von den Maßnahmen gegen die Corona-Pandemie betroffen. Welche Bereiche gibt es überhaupt, die nicht betroffen wären? Was entzieht sich der Pandemie?

3. Idole unter Vorbehalt

Die Corona-Pandemie ist ein globales und universales, alle und alles betreffendes Ereignis. Aber insbesondere in der westlichen Welt hat sie zu einer narzisstischen Kränkung bislang ungekannten Ausmaßes geführt. Denn sie trifft uns im Westen – in der reichen, in der gut abgesicherten, in der fortschrittlichen Welt – in jenen Bereichen am stärksten, in denen wir uns seit langem um größtmögliche Sicherheit bemüht haben und die ihrerseits zu einem Gefühl der Sicherheit geführt haben, das unerschütterlich erschien. Gerade dort, wo wir die absichernde Logik des Planens und Machens zu perfektionieren versuchten, zeigen wir uns als außerordentlich verwundbar (und im Westen sogar in weit höherem Maße als in anderen Teilen der Welt): Die Pandemie lässt die Wirtschaft einbrechen und könnte auf Jahre zu einer weltweiten Rezession führen. Die Macht und die Möglichkeiten, die mit der modernen Wissenschaft und Technik verbunden sind, werden durch das Virus radikal infrage gestellt. Und Gesundheit, für nicht wenige Menschen das allerhöchste Gut, das sich durch Erfolge in Wirtschaft, Wissenschaft und Technik und durch vielfältige Maßnahmen physisch-psychischer Selbstsorge verwirklichen lässt – so dachten wir jedenfalls! –, zeigt sich als eine höchst zer-

brechliche Gabe, die wir auch heute – zu Beginn des 21. Jahrhunderts – wider alle unsere Wünsche nur beschränkt in der Hand haben. Bei aller Unsicherheit ist dies sicher, dass die Corona-Pandemie uns an einem besonders wunden Punkt trifft: nämlich im Kern unserer Bemühungen um Sicherheit und Gewissheit, dort also, wo unsere Identität – wer wir sein wollen und was uns wichtig ist – auf dem Spiel steht und es richtig weh tut.

In dieser Krise stellen sich daher nicht nur politische, wirtschaftliche, gesellschaftliche, kulturelle oder persönliche Fragen mit einem überschaubaren Radius. Das die Gegenwart bestimmende Koordinatensystem, das Gesamtgefüge von Politik, Wirtschaft, Gesellschaft, Kultur, Religion und persönlicher Existenz gerät ins Wanken. Den Sinn, den es versprochen hat, kann es nicht garantieren – auch wenn Wirtschaft, Wissenschaft, Technik und das Gesundheitswesen langfristig eine wichtige Rolle spielen werden. Unser naiver Glaube an diese Sicherungs- und Sinnssysteme, die wir wie mythische Idole fromm verehrt haben, ist erschüttert. Verunsichert wie selten zuvor schauen wir voller Angst in die Zukunft. Irgendwie erwarten wir, dass es nach der Krise weitergeht wie gehabt. Und irgendwie vermuten wir, dass dies sehr unwahrscheinlich ist. Wir wissen ja auch, dass es gar nicht gut wäre, wenn es einfach so weiterginge. Uns ist nämlich auch bewusst, dass die Corona-Krise das Symptom viel tiefer liegender Fehlentwicklungen ist. Mit gnadenloser Kraft verweist sie auf Probleme, vor denen wir schon seit langem stehen: auf die Entsolidarisierung in den modernen Gesellschaften und die Ökonomisierung des Gesundheitswesens; auf die Tendenz, alles – auch das Unberechenbare, das sich der mathematischen Kalkulation entzieht – miteinander zu verrechnen und dem Markt unterzuordnen; auf das Wohlstands- und das heißt Armutsgefälle zwischen Nord und Süd; auf die fehlende Einheit und Solidarität in Europa; auf die Versuche, menschliche und soziale Probleme rein technisch zu lösen; auf die Unfähigkeit des spät-modernen Menschen, Leid zu ertragen und seinen Tod anzuneh-

men; auf die Verherrlichung und Idolisierung des Fortschritts, dessen Nachteile und Risiken wir gut zu verdrängen wussten.

4. Mittel unter Vorbehalt

Die wirtschaftliche, wissenschaftliche, technische und medizinische Rationalität ist höchst effizient. Sie hilft uns, bestmögliche Mittel für verschiedene Zwecke zu finden. Doch lehrt sie uns nichts über die Zwecke, die wir in unserem Handeln verfolgen sollten – geschweige denn über einen einzigen Zweck des Lebens, dem alle anderen Zwecke untergeordnet sein könnten. Das verleiht dieser auf Mittel fixierten Rationalität – beileibe nicht die einzige Form des Vernunftgebrauches – die ihr eigene Ambivalenz: Man kann sie zu sehr verschiedenen Zwecken einsetzen. Und so wurde sie, abhängig von Moden, Vorlieben oder Machtinteressen, auch für sehr verschiedene Zwecke eingesetzt.

Manchmal haben wir sogar angesichts der Vorherrschaft der Logik der Mittel gar nicht mehr über Zwecke geredet und die Frage, wozu wir das, was wir tun, eigentlich tun, zu stellen vergessen. Diese Frage erschien überflüssig, ein Luxus aus längst vergangenen Zeiten. Doch blieb dann diese Frage nicht etwa offen. Sie wurde im Gegenteil implizit beantwortet, indem sich die Mittel an die Stelle des Zweckes setzten. Unterschwellig wurde das Gefüge der instrumentellen Vernunft daher sich selbst zum Hauptzweck – im Großen und Ganzen, aber auch in ihren einzelnen Teilbereichen: Ist die Deutung von der Hand zu weisen, dass das System der Wirtschaft letztlich sich selbst reproduziert, erhält und entwickelt? Dass die technischen Mittel dazu führen, dass immer gigantischere Konglomerate von technischen Instrumenten entstehen, die immer unverzichtbarer sind und immer neue Apparate und Geräte erfordern? Dass es dem Gesundheitssystem längst nicht mehr um das Wohlbefinden des Menschen, sondern um eine zunehmend abstrakt verstandene Gesundheit und

somit um das Gesundheitssystem und sein Wohlergehen geht? Immer neue Mittel erzeugen immer neue Mittel, die immer neue Mittel erzeugen – und dies alles um der Mittel willen.

So schlug die Vernünftigkeit, die Wirtschaft, Technik und Gesundheit durchströmen, in Unvernunft um. Wir wurden immer perfekter darin, Mittel zu erfinden; doch ging uns, da die Mittel plötzlich selbst die Gestalt von Zwecken annahmen, der Blick für die wirklichen, guten, menschlichen Zwecke unseres Handelns verloren: Wozu sind Wirtschaft, Wissenschaft, Technik und die Gesundheit überhaupt gut? Darauf konnten wir keine Antwort mehr geben, die nicht selbstreferenziell gewesen wäre. Alles, was bei einer Antwort geholfen hätte, hatten wir relativiert und den Idolen unserer Fortschrittsorientierung geopfert. Übrig geblieben waren nur Versatzstücke: die Erinnerung an so etwas wie Menschenwürde; der Mythos von echter, aus dem Ursprung kommender Freiheit und ihrer Schwester, der Verantwortung, die im Absoluten wurzelt; Nachklänge traditioneller Formen des Glückes, der Ehre und des Anstands; die Legende von einem Gott, der lange schon für tot erklärt worden war.

Nun dienen Wirtschaft, Technik und Gesundheitsstreben nicht mehr dem Wohl des Menschen, sondern umgekehrt der Mensch ihnen. Er tut dies in der zeitgemäßen Gestalt des atomisierten Individuums, das sich frei fühlt, aber zutiefst unterjocht ist und das in seinem steten Versuch, sich selbst zu verwirklichen, niemals zu sich kommen darf. Denn es soll ja nicht wirklich werden und wird sich immer wieder entzogen, damit es stets weiter macht, immer höher hinaus will und so die Logik der unendlichen Iteration der Mittel antreibt und befeuert. Das Sekundäre ist somit zum Primären geworden. Das Primäre – der Mensch als Selbstzweck – hat sich selbst relativiert und damit sein Leben existenziell unsicherer gemacht – und zwar paradoxerweise, um der Unsicherheit der Existenz zu entgehen.

Diese Logik hat sich schon seit längerem als brüchig gezeigt. Viele Krisen, große und globale wie auch kleine und individuelle,

haben ihre Heilsversprechungen als zutiefst fragwürdig erwiesen. Auch die spätmodernen Idole haben ihre Religionskritik gefunden. Schon bei Rousseau findet sich eine radikale, die weitere Geschichte bis zur heutigen ökologischen Bewegung bestimmende Kritik an der Zivilisation der Moderne. Theodor W. Adorno und Max Horkheimer haben diese kritische Betrachtung moderner Rationalität und ihrer Dialektik fortgesetzt, die in ganz ähnlicher Weise von Martin Heidegger, den Gebrüdern Jünger oder auch C. S. Lewis artikuliert worden ist. Doch verhallte diese Kritik allzu oft ungehört. Es war zu schön, an den Illusionen festzuhalten. Der Glaube an Idole und die Macht der Mittel erfüllt zu viele Funktionen, als dass man sich kritisch mit ihnen hätte auseinandersetzen wollen. Sie versprachen Sicherheit und offerierten eine vielleicht eigenwillige, aber doch überzeugende Vorstellung vom menschlichen Glück. Dass dies oft nur leere Versprechungen waren, ja, dass nur wenige Menschen überhaupt in den Genuss dieser Versprechungen kommen konnten, war eine andere Frage. Der Fortschritt war immer begrenzt – und kümmerte sich selten um seine Opfer, um all jene, die nicht nur nicht in den Genuss der Gaben des Fortschritts kamen, sondern die oft den Preis für den Fortschritt der anderen zu zahlen hatten. In der Corona-Pandemie zerbricht diese Illusion nun vollends.

5. Solidarität unter Vorbehalt

Mit einem Schlag wird uns bewusst, was wir vorher schon hätten wissen können, ja, unbewusst durchaus wussten: dass das menschliche Leben fragil ist, dass sich nur in sehr begrenzter Weise Sicherheit finden lässt und dass wir unter Vorbehalt leben müssen. In der Enttäuschung durch die Pandemie zerbrechen die falschen Gewissheiten, das, was Sicherheit versprach, ohne uns wirklich zu sichern. Jedoch wird es uns mit der Enttäuschung möglich, bestimmte Fragen wieder zu stellen: Wer sind wir

eigentlich? Wozu leben wir? Worum geht es – letztlich und nicht nur auf der Ebene der Mittel? Gibt es Zwecke, die wir als Menschen nicht aufgeben wollen, ja, nicht aufgeben dürfen? Was sind gute Mittel? Und davon dann abgeleitet: In welcher Gesellschaft wollen, ja, sollen wir leben – nicht nur in Deutschland oder in Europa, sondern global? Welche Verantwortung haben wir – gegenüber uns selbst, gegenüber dem anderen Menschen, gegenüber der Natur? Was haben uns die Traditionen der verschiedenen Kulturen oder die Religionen zu sagen? Wer ist Gott – nicht als ferne Idee, sondern als konkretes, uns um unser selbst willen liebendes Du – für uns?

Es könnte sein, dass die Corona-Krise unsere Gewissheiten so erschüttert, dass eine neue Offenheit – die ja zunächst eine Offenheit gegenüber den genannten Fragen, gegenüber den Möglichkeiten anderer Formen der Existenz ist – möglich wird. Dann könnte die gegenwärtige Verunsicherung zu einer heilsamen Erschütterung unserer Gewissheiten führen. Ein allseits zu vernehmendes Schlüsselwort dieser Krisenzeit könnte, wenn es nicht einfach verhallt wie so viele andere politische Slogans, sondern wenn es mit Leben gefüllt wird und so zu mehr als einer abstrakten Forderung wird, eine besondere Bedeutung haben: Solidarität. Denn dieser Ruf nach Solidarität – die Momente der Gerechtigkeit und Nächstenliebe in sich integriert – verweist einerseits auf einen Mangel: nämlich darauf, dass Menschen der Solidarität bedürfen und zu wenig solidarisch handeln. Doch zugleich wohnt diesem Ruf auch ein positives Moment inne. Allein schon die Tatsache, dass Solidarität verlangt wird, birgt in sich ein Moment der Hoffnung. Denn in diesem Verlangen nach Solidarität zeigt sich die Erinnerung an Menschen, denen es nicht vornehmlich darum geht, sich selbst im Kampf der Mittel zu verausgaben, ohne sich je verwirklichen zu können, sondern die den Bereich der Mittel seinen menschlichen Zwecken unterordnen, die den Blick für den Anderen und den Blick des Anderen als für ihre Identität konstitutiv erleben, die daher Gemeinschaft nicht als

bloß äußere Verbindung einzelner Monaden verstehen und deren Horizont im besten Sinne global ist.

Auch dass sich das Virus so schnell hat verbreiten können, ja, die gesamte, höchst komplexe Krise in der wir uns derzeit vorfinden, geht nicht zuletzt auf einen globalen Horizont, auf die Globalisierung zurück. Manche Kritiker der Globalisierung sehen sich nun bestätigt und sprechen bereits von einem Ende der Globalisierung. Dieser Wunsch scheint nicht nur naiv zu sein, sondern auch zutiefst einseitig. Denn er reduziert Globalisierung auf ihre problematischen Aspekte. Es gibt jedoch eine andere Globalisierung, deren Wurzeln sich bereits in der stoischen Philosophie des Hellenismus oder im Christentum finden lassen und die gerade in der Moderne weiterentwickelt wurde: in Form der Einsicht, dass wir Menschen eine Welt miteinander teilen und dass wir als Menschen selbst eine Einheit, eine Gemeinschaft sind. Diese Globalisierung der Solidarität ist mit einer doppelten Verantwortung verbunden: der ökologischen Verantwortung gegenüber der Natur und der sozialen Verantwortung gegenüber den anderen Menschen. Das Leid der Natur und anderer Menschen darf uns, auch wenn es weit entfernt geschieht, nicht gleichgültig lassen.

Ob die Corona-Krise zu einer solchen Globalisierung der Solidarität und der Verantwortung führt, kann man heute nicht sagen. Vieles spricht, wenn man versucht, die Situation nüchtern einzuschätzen, dagegen. Es könnte wahrscheinlich sein, dass in der gegenwärtigen Krise bereits bestehende Ungleichheiten verstärkt werden. Der globale Norden wird anders, besser aus der Krise herauskommen als der globale Süden; der Westen wird weniger leiden als die östlichen Länder. Und auch innerhalb vieler Gesellschaften werden sich vermutlich bestehende Unterschiede verstärken: Wer reich, gebildet, gesund ist, hat weit bessere Chancen, durch diese Krise zu kommen, als all jene, die bereits vor der Corona-Pandemie arm, schlecht ausgebildet und krank waren. Pandemien sind keine Gleichmacher, sondern oft unbarmherzige

Differenzverschärfer. Wem es vorher gut ging, dem geht es danach noch besser.

Jenseits der Vermutungen darüber, was mit welcher Wahrscheinlichkeit geschehen könnte, bleibt die normative, in aller denkerischen Bescheidenheit zu stellende Frage, was geschehen sollte und nun nötig ist – angesichts der Corona-Krise, aber auch angesichts der zahlreichen anderen Krisen, die unsere Gegenwart bestimmen. Die Antwort auf diese Frage könnte folgendermaßen lauten: Da ein Überleben auf diesem Planeten nur möglich ist, wenn wir solidarischer miteinander und mit der Natur umgehen, sollte das 21. Jahrhundert ein Zeitalter der Solidarität einläuten, das zugleich ein Zeitalter menschlicher, das heißt der Würde des Menschen dienender und sie achtender Zwecke ist. Es mag naiv und sentimental klingen, zu sehr auf eine Wende zur Solidarität zu setzen. Aber es könnte sein, dass es nicht sentimental, sondern unverantwortlich wäre, nicht davon zu sprechen – zumindest unter dem Vorbehalt, unter dem auch die Rede von einer zukünftigen, einer notwendigen Solidarität stehen muss.

Für die Möglichkeit einer solchen Solidarität, einer Veränderung der Haltungen spricht nicht nur das Ungenügen, das viele an einem unsolidarischen Lebensstil empfinden. Dafür sprechen auch konkrete Taten, Handlungen der liebenden und um ein gerechtes Miteinander bemühten Solidarität, die sich jetzt schon, mitten in der Krise, beobachten lassen. Solidarisch wird nicht nur anderen Menschen geholfen, weil man selbst einmal in eine vergleichbare Situation geraten könnte. Das wäre Solidarität aus antizipiertem Eigennutz, solidarischer Einsatz für andere Menschen als Versicherung für das eigene Leben. Vielmehr sieht man in dieser Krise auch Menschen, die sich ohne jeden Blick auf ihre eigenen Interessen für andere und ihre Würde einsetzen, ja, die ihr Leben um anderer Menschen willen riskieren. Sie setzen sich ein: für andere, weil sie von ihrer Not angerührt werden, ja, weil sie eine Pflicht erfahren, der sie sich nicht entziehen können – in den Hospitälern und Altenheimen, in den Forschungslaboren, Got-

teshäusern, Schulen, Behörden, Parlamenten und Ministerien oder anderswo, in Familien, im Freundeskreis oder in ehrenamtlicher Tätigkeit.

Wie viele andere Krisen zeigt auch die gegenwärtige Krise die Abgründe des Menschlichen. Es gibt vieles, was uns verzweifeln lässt – auch am Glauben an den Menschen. Sie zeigt aber auch die positiven Abgründe des Menschen. Denn auch die solidarische Hingabe und Hilfe sind, wenn sie keinem berechnenden Kalkül unterstellt sind, sondern um des anderen Menschen willen geschehen, abgründig: Wo wirklich Solidarität geübt wird, lässt sie sich wie jede andere Tat der Liebe nicht wirklich begründen. Oder besser: Die Begründung wird tautologisch und zeigt auf den Überschuss, der dem Guten innewohnt und auf Güte verweist: Man hat gut gehandelt – weil es so gut ist. Diese Güte nun steht nicht unter Vorbehalt. Mit ihr kann man nicht rechnen; ihre Logik ist die der freien Gabe.

Walter Kardinal Kasper
George Augustin (Hg.)

Christsein und die Corona-Krise

Das Leben bezeugen
in einer sterblichen Welt

Mit einem Geleitwort von
Papst Franziskus

Matthias Grünewald Verlag

VERLAGSGRUPPE PATMOS

**PATMOS
ESCHBACH
GRÜNEWALD
THORBECKE
SCHWABEN
VER SACRUM**

Die Verlagsgruppe
mit Sinn für das Leben



Für die Verlagsgruppe Patmos ist Nachhaltigkeit ein wichtiger Maßstab ihres Handelns. Wir achten daher auf den Einsatz umweltschonender Ressourcen und Materialien.

Alle Rechte vorbehalten

© 2020 Matthias Grünewald Verlag

Verlagsgruppe Patmos in der Schwabenverlag AG, Ostfildern

www.gruenewaldverlag.de

Umschlaggestaltung: Finken und Bumiller, Stuttgart

Herausgeberfoto: Kardinal Walter Kasper Institut, Vallendar

Gestaltung, Satz und Repro: Schwabenverlag AG, Ostfildern

Druckerei: CPI books GmbH, Leck

Hergestellt in Deutschland

ISBN 978-3-7867-3244-0 (Print)

ISBN 978-3-7867-3246-4 (eBook)